

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 8

Artikel: "Fluch den Weissen!"
Autor: Rinck, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663842>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schaften geerbt. Aber er hatte auch Gelegenheit, im elterlichen Hause bedeutende, zum Teil hervorragende Leute kennen zu lernen; denn Mariafeld war ein Sammelpunkt der literarischen und musikalischen Welt Zürichs. Da kamen manche der Achtundvierziger zusammen, die in der Schweiz sich aufhielten, aber auch Schweizer von Bedeutung; es sei nur erinnert an Conrad Ferdinand Meyer und an Gottfried Keller.

Zwei Jahre nach seinem Rücktritt, im Jahre 1920, habe ich den General gebeten, mir für das „Zürcher Taschenbuch“ Erinnerungen an sein Elternhaus zu schreiben und an den Kreis berühmter Männer, die dort verkehrten. Er lehnte ab in einem sehr liebenswürdigen, originellen Schreiben, das so recht zeigt, wie sehr er sich scheute, etwas zu tun, was irgendwie als Pose gedeutet werden konnte. „Die Rolle liegt mir nicht,“ meinte er, „auch habe ich schon längst erkannt, daß ich nur schreiben kann, wenn ich im Banne der Überzeugung bin, daß dies im Interesse der Sache jetzt den Menschen gesagt werden müsse.“ Und weiter: „Nur für etwas Sachliches darf ich den Menschen zum Bewußtsein bringen, daß ich noch lebendig bin. Und ich darf es nur tun, wenn ich die Überzeugung habe, daß das überhaupt und im gegenwärtigen Augenblick durch das Interesse des Landes geboten ist. Ich darf nicht durch eine belletristische Arbeit, auch wenn ich überzeugt sein dürfte, daß ich es kann und daß ich vielen dadurch eine Freude bereiten würde, Anlaß geben zu der Beschuldigung, ich wolle auf diese Art, da ich es anders nicht mehr könne, mich vor der Öffentlichkeit posieren.“ Das heißt ja wohl mit andern Worten: das ganze Leben habe ich als Soldat gewirkt, Soldat will

ich bleiben, und als Soldat will ich sterben. Gegen diesen Standpunkt war nichts einzuwenden, so schade es auch ist, daß nun jene Erinnerungen mit dem General für alle Zeiten begraben sind. Aber Ehre der kernhaften Besinnung, die aus seinen Worten spricht.

Ulrich Wille war 66 Jahre alt, als ihm das Kommando über die eidgenössische Armee übertragen wurde; als Siebenziger ist er vom Kommando zurückgetreten, um in Mariafeld die ihm noch verbleibenden Jahre im glücklichen Familienkreis zu verbringen. Aufmerksam verfolgte er die Entwicklung in unserm Lande und scheute sich nicht, gelegentlich mit Wort und Schrift in die politischen und militärischen Dinge einzugreifen, wo er es für unumgänglich nötig hielt. Als er das 77. Altersjahr nahezu zurückgelegt hatte, da berührte ihn der Todesengel mit leiser Hand.

Die Schöpfung Willes, die neue eidgenössische Armee, steht immer noch da, fest und sicher. Neue Strömungen, hervorgerufen durch das schreckliche Erleben des Weltkrieges, haben versucht und versuchen es heute noch, sie als überflüssig beiseite zu schieben; doch die Behörden und die große Mehrheit des Schweizervolkes sind je länger je mehr von der Notwendigkeit ihres Daseins durchdrungen. Die Zeit ist noch nicht gekommen, das Schwert in die Pflugchar umzuwandeln; der Idealmenschen sind zu wenige. Ein gesundes Volk aber hat mit den Realitäten zu rechnen, wenn es nicht dem Untergang geweiht sein soll. Die Armee wird noch auf lange hinaus nötig sein. Möge in ihr weiter leben der Geist unseres Generals Wille: Selbstbewußtes Mannestum, ernste Pflichtauffassung und vaterländischer Sinn!

„Fluch den Weißen!“

Von Dr. Johannes Mind.

Als Nikolaus Lenau voller Erwartung der neuen Welt zusteuerte und schon in Jahresfrist bitter enttäuscht ihr wieder den Rücken kehrte, da schrieb er jenes ergreifende Gedicht von den drei Indianern. Greis der eine mit ergautem Haare, aufrecht überragend seine Jahre; die zwei andern seine starken Söhne — sie stehen in tobendem Unwetter an den schäumenden Fluten des Niagara. Und da ruft tief empörten Herzens der Alte, seine Söhne betrachtend und wilde Blicke aus den Augen versendend:

Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie führen,

Die, einst Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich übers Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe; gift'ge Pfeile
Treffen unsre Küste mit Verderben;
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen
Als im Herzen tödlich bitt'res Hassen.
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!

Und sie rudern nach des Stromes Mitte,
werfen die Ruder weit fort und überlassen sich,
armverschlungen, ihr Sterbelied anstimmend, der

brausenden Strömung, die sie bald über den donnernden Katarakt hinunterstürzt.

Solcher freiwillige Tod in den heimischen Fluten steht den schmählich Beraubten und Enterbten besser an als die tägliche Qual des Ausgestoßenseins und Sichselbstüberlebens.

Die giftigen Pfeile der Weißen haben Hunderte edler Volksstämme in allen Erdteilen mit Verderben getroffen. Nicht bloß „das sterbende Afrika“, sondern ebensosehr das sterbende Australien und das sterbende Amerika hat Grund, den Weißen zu fluchen, die ihm aus Europa genah.

Das letzte Volk, welches ihre schamlose Zerstörungswut erlitten, ist das der Indianer im Feuerland. Ihre Todesleiden sind soeben von einem Naturforscher und Menschenfreund aus eigener Anschauung mit beweglichen Worten geschildert worden, von einem Weißen, der sich der traurigen „Kulturfrüchte“ seiner Rassenossen bitterlich schämt. Es ist der Italiener Monsignore Alberto de Agostini, und sein trefflich verdeutschtes Buch betitelt sich „Zehn Jahre im Feuerland. Entdeckungen und Erlebnisse. Mit 118 Abbildungen, 2 Panoramen und 3 Karten, sämtlich nach eignen Aufnahmen des Verfassers. (Leipzig, F. A. Brockhaus 1924). Das prächtige Werk, dem wir die im Nachstehenden mitgeteilten Tatsachen und die leuchtenden Bilder verdanken, ist für Schweizer von desto fesselnderem Reiz, als es uns in ein großartiges Gebirgsland führt; man könnte es mit Fug die südamerikanische Schweiz nennen.

Am äußersten Süden der langgestreckten, polwärts sich immer mehr verjüngenden südamerikanischen Landzunge, dehnt sich zwischen den beiden Ozeanen, vom Festland durch die Magellanstraße getrennt, ein weites, schon vom Eishauch des Südpols berührtes Inselmeer aus, das den Namen Feuerland trägt.

Feuerland? Als der spanische Entdecker Magalhães, auf der Suche nach der südlichen Durchfahrt zum ersehnten Indien, zur Linken der nach ihm genannten Meeresstraße auf jenes Land stieß, da überraschten ihn die zahllosen Feuer, welche die Eingebornen im Innern ihrer Wälder zum Schutze gegen die Kälte anzündeten. Deshalb nannte er die Inselgruppe etwas irreführend kurzweg Feuerland. Der Name ist unverändert in den allgemeinen Gebrauch übergegangen, obwohl er nichts als einen flüchtigen Eindruck widerspiegelt.

Seiner Naturschönheiten wegen ist das Feuerland in den letzten Jahren trotz aller Unbilden

der Witterung, trotz aller Gefahren jener Meere, ein Ziel der Weltreisenden geworden wie etwa Norwegen oder der Kaukasus; denn „alles was die Erde an Großartigkeit und Gegensätzen schuf, vereint sich hier auf engem Raume“, auf einer Bodenfläche von einigen Zwanzigtausend Kilometern. „Mit torfigen Gründen, mit lieblichen Triften und Tälern, wo Abertausende von Schafen weiden, wechseln goldführende Flüsse und geheimnisvoll raumende Urwälder; und von den Schneehauptern schroffragender Bergriesen, die nicht allmählich, sondern mit einem Schläge bis zu 2400 m unmittelbar aus dem Meere aufsteigen, wälzen sich ungeheure Gletscher, deren Enden in den Meerespiegel abfallen.“

Der trotzigste Riese unter den Alpen des Feuerlandes ist der Sarmiento, der von dem tapfern de Agostini und seinen Begleitern nicht bezwungen werden konnte, wiewohl sie entschlossenen Mutes mehrere waghalsige Anstiege unternahmen.

Viele andere Schneegipfel des Feuerlandes hat der geübte Forscher zum ersten Male erstiegen, weite Gebiete der bisher völlig unerforschten hochalpinen Gebirgsstöcke vermessen und in Karten sorgfältig eingezeichnet. Auch die ausgedehnten östlichen Ebenen der Hauptinsel hat er durchstreift und eine Reihe kühner Entdeckungsfahrten nach den fast unbekanntem Süd- und Ostinseln des vielverschlungenen, wildstürmischen Archipels ausgeführt.

Mit Künstlerauge hat er überall die Natur angeschaut, von der seine Sinne wie bezaubert sind. Seine Sprache erhebt sich oft zu poetischem Schwunge, und immer erzählt er höchst fesselnd von dem Geschauten, Erlebten, geradezu ergreifend aber von den Urbewohnern, denen er begegnet, und von ihren traurigen Schicksalen, die ihm ins Herz geschnitten.

Drei Indianerstämme teilen sich seit Urzeiten in die ausgedehnten Jagdgründe der Feuerlandsinseln: die Makaluf, die Saghan und die Ona, alles Jagdindianer. Die schönen Aufnahmen, die Agostini von den Onas mitgebracht hat, lassen erkennen, zu welch herrlichem Menschen-schlag jene Indianer im jahrtausendelangen Kampf mit der rauhen Natur ihres Landes erwachsen und erstarrt sind. Gestalten von solchem Adel der Kraft und des Wuchses besitzt das heutige Amerika wohl nirgends mehr unter dem, was ihm an Eingebornen noch übrig geblieben.

Unter den herkulisch gebauten Männern mit ihrem wunderbar ebenmäßigen Gliederbau sind Leute von 190 cm Länge nicht selten. Auf dem

schönen Körper thront ein ebenso eindrucksvoller, schwermütiger Kopf, der einen ansprechenden und stets jugendlichen Ausdruck hat, weil der Wunsch, schön zu sein, ihnen die Verpflichtung auferlegt, allen Haarwuchs im Gesicht zu entfernen; die Frauen, nicht minder kräftig und ebemäßig gebaut, sind der Männer würdig.

Schon die ersten Seefahrer, im 16. Jahrhundert, bewunderten die längs den Küsten Patagoniens wohnenden Urbewohner, wie aus den Schiffstagebüchern hervorgeht, wegen ihrer riesigen Gestalt und ihres hohen Intellekts. Pedro Sarmiento de Gamboa schildert im Bericht über seine beiden Reisen 1580 ihren außerordentlichen Wuchs und ihre Stärke; er nennt sie immer „große Leute“, gente grande, und gab auch der Bai, wo er ihnen zuerst begegnete, den Namen Bahia gente grande, ein Name, der ihr bis heute geblieben.

Diese großen Leute nun konnten in den vierhundert Jahren, die seit der Entdeckung des Feuerlandes verflossen sind, ihr Leben ziemlich ungestört nach alter Sitte fortführen — bis sich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ohne jede Schuld ihrerseits die entsetzlichste Verfolgung über sie ergoß. Sie begann folgendermaßen:

Eine argentinische Expedition suchte im Jahre des Heils 1886 von der San Sebastian Bai an der Ostküste ins Innere des Feuerlandes einzudringen. Bei einem Erkundungszuge begegnete der Führer, Ramón Lista, ein Mann von rauher, heftiger Art, einer größeren Schar arglos staunender Eingeborener, die er sogleich verfolgen ließ, um sie zu Gefangenen zu machen. Als die Wilden sahen, daß man ihnen nachstellte, setzten sie sich natürlich zur Wehr und schossen ein paar Pfeile nach den Eindringlingen. Das schien dem Kapitän Grund genug, von der Waffe Gebrauch zu machen. Er ließ geschlossenen Feuer geben und meißelte die armen Indianer in wenigen Minuten nieder. Achtundzwanzig Leichen

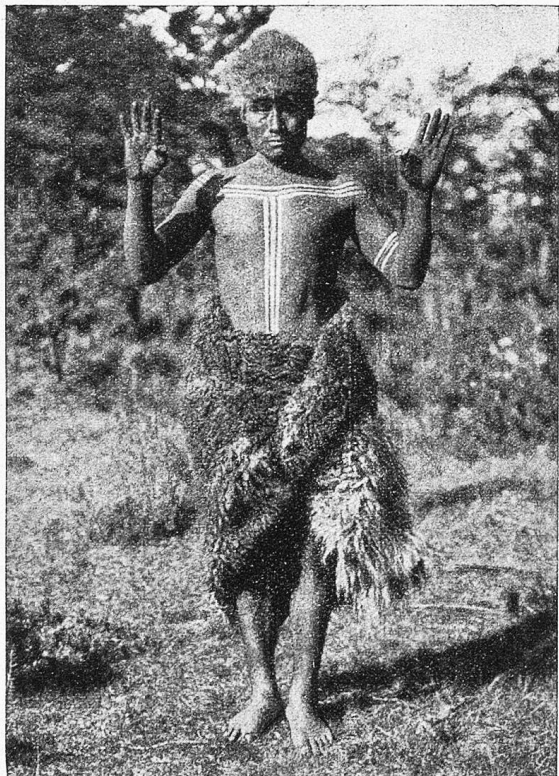
und viele Verwundete bedeckten den Boden, darunter mehrere Frauen und Kinder.

Als der Militärgeistliche der Expedition, der Salesianermissionar Giuseppe Fagnano, die Schüsse hörte, eilte er herbei. Er fand auf dem Platze, so erzählt ein Befehlshaber der argentinischen Marine, den Kapitän mit 25 Soldaten und einigen verwundeten Wilden, die laut jammerten und stöhnten. Da wurde aus dem Geistlichen ein Held. Unererschrocken trat er auf den Führer der Expedition zu und hielt ihm in be-



Ona-Indianerin mit ihrem Kinde.
(Aus Alberto de Agostini, Zehn Jahre im Feuerlande.
Brockhaus, Leipzig 1924.)

herzten Worten sein Verbrechen vor. „Wir fürchteten für sein Leben, denn dem Kapitän schwoll die Zornesader. Dann aber erbleichte er vor dem Gottesmann, der sich mitten in dieser Einöde wie ein Prophet erhob, um die Grausamkeit des Soldaten zu verdammen. Fünfundzwanzig Gewehre waren schußfertig; ein Wink, und sie hätten sich auf die Brust des Tapferen entladen. Seitdem bewundere ich diesen Monsignore Fagnano, er ist ein wahrhafter Held.“ Der Name Fagnano sollte später dauernd mit diesem Landstrich verbunden bleiben als der eines Apostels, Friedensengels und Beschützers jener geächteten Indianer.



Medizinmann der Ona.

(Aus Alberto de Agostini, Zehn Jahre im Feuerlande, Brockhaus, Leipzig 1924.)

Heimgekehrt, lenkte jene unselige Expedition durch ihre vielverheißenden Veröffentlichungen über den Reichtum des erforschten Gebietes bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Insel, die man bis dahin für unfruchtbar gehalten hatte. Es dauerte denn auch nicht lange, so strömten abenteuerliche Goldsucher und Viehzüchter in Scharen herbei, denen jedes Mittel recht war, wenn es etwas zu erraffen gab.

Die Eingebornen, sagt Agostini, die das Gesetz der modernen Zivilisation nicht kannten, das Gesetz nämlich vom unbeschränkten Recht des

Stärkeren, wurden nur zu rasch gezwungen, das Land, das ihre Heimat war und Hunderte ihrer Generationen ernährt hatte, für immer fremden Eroberern preiszugeben. Sie zogen sich unter ständigen Verfolgungen nach dem unwirtlichen Süden zurück, wo die undurchdringlichen antarktischen Wälder und gefährlichen Sümpfe den Zivilisierten den Zutritt wehrten.

Die Taten unmenschlicher Grausamkeit, die sich ereigneten, seit die Weißen ins Feuerland eindrangen und ohne weiteres zur Ausrottung einer harmlosen, lebenskräftigen Rasse schritten, werden für immer ein Schandfleck der Zivilisation bleiben.

Forscher, Viehzüchter und Soldaten trugen kein Bedenken, die armen Indianer niederzuknallen, wo sie sie trafen, als wenn es sich um schädliche Bestien gehandelt hätte oder um irgend ein sportmäßiges Wild. Erbarmungslos entriß man Männern und Vätern die Frauen und Töchter, setzte sie jeder Schmach aus und schleppte sie vom heimischen Herd im Namen der Wissenschaft nach fernen Ländern, wo man sie als niedrigste Vertreter des Menschengeschlechtes öffentlich zeigte.

Um diese Barbareien zu rechtfertigen, erdichteten die Vertreter der Zivilisation allerhand Schauermythen oder übertrieben einzelne Vorfälle ins Maßlose; erzählten von Hinterhalten und blutigen Angriffen der Eingebornen, von grauenhaften Missetaten und Blinderungen. In Wahrheit war der Indianer jedoch nie kriegerisch gesinnt; nur seine Habe, sein Land und seine Familie hat er verteidigt.

Die rohste Ausbeutung des reichen Landes war am Werke, dieselbe Ausbeutung, welche heute die herrlichsten Tiere der Erde, den Elefanten, den Gorilla, den Wal, den Steinbock, den Strauß mit völliger Vernichtung bedroht; dieselbe Ausbeutung, welche von Juli 1906 bis zum Januar 1908, also in anderthalb Jahren, die erschreckende Anzahl von 449 Walfischen allein im feuerländischen Archipel (im Norden sind die „Beuteziffern“ noch viel höher) erlegte, laut einer Denkschrift für die Aktionäre seitens der so erfolgreichen Walfisch-Aktiengesellschaft „Sociedad Ballenera de Magallanes“ mit Sitz in der Anguilabai südlich von Punta Arenas im Feuerland. Sie wird nicht ruhen, bis der letzte Walfisch aus jenen Gewässern vertilgt und vertrieben, bis der letzte Indianer ihren giftigen Pfeilen erlegen ist.

Ein nicht geringer Teil der Verantwortung für diesen Ausrottungskrieg trifft den chileni-

sehen Gouverneur Don Manuel S., der 1892 bis 1896 das magellanische Gebiet verwaltete und mit gewissen Herren an einer Pacht ausgedehnter Landstrecken auf der Hauptinsel beteiligt war. In der unwürdigsten und grausamsten Weise begünstigte er die Verfolgung der Eingebornen und ließ sie unsagbare Qualen erdulden.

Im August 1895 sandte er unter dem Vorwande, eine Bluttat der Wilden zu rächen, Soldaten nach der großen Insel, mit dem Befehl, alle Indianer, deren man habhaft werden könne, gefangen zu nehmen und nach Punta Arenas zu führen. Sie überfielen die Indianer in ihren Zelten, schlugen sie erbarmungslos mit den Gewehrkolben nieder und schleppten die 165 Überlebenden, darunter Frauen und Kinder, als Gefangene nach Punta Arenas. Dort stellte man sie öffentlich zur Schau, ließ sie halbnackt durch die Straßen der Stadt marschieren und verteilte sie dann an jeden, der sie haben wollte, unbekümmert darum, ob der Empfänger ein Ehrenmann sei oder nicht. Bei der Trennung gab es zwischen Eltern und Kindern herzzerreißende Szenen, die jedoch jenen hartgesottenen Gouverneur nicht im geringsten zu erweichen vermochten. Viele Mädchen wurden Opfer tierischer Leidenschaften.

In ähnlicher Weise wurden ganze Indianerstämme gejagt, umstellt und wie eine Viehherde nach Punta Arenas eingebracht, nachdem man ihnen vorgeredet, man wolle sie aus dem Glend, in dem sie lebten, erlösen und sie mit Nahrung und Kleidung versehen.

Um diesen Barbareien ein Ende zu setzen, richteten die Salesianer-Missionare an den Ministerpräsidenten von Chile ein Protestschreiben, das unbeantwortet blieb.

Aber die gesamte Presse, die chilenische wie die argentinische, nahm den Ruf der Missionare mit Entrüstung auf und forderte von der Regierung unbestechliche Untersuchung, unnachsichtliche Bestrafung der Schuldigen.

Endlich entschloß sich die Regierung, einen Bevollmächtigten nach Punta Arenas zu senden. Er konnte nichts anderes als bestätigen, daß die Anschuldigungen auf Wahrheit beruhten. Die wenigen dort noch lebenden Indianer, etwa sechzig! wurden in den Schutz der Salesianer Mission auf der Dawsoninsel verbracht, der unmenschliche Gouverneur S. aber nach Talcahuano versetzt, bevor seine Amtszeit abgelaufen war.

Dies nur ein Beispiel des verbrecherischen Vorgehens der weißen Eindringlinge gegen die

alteingesessenen Indianer. In ihrem Haß gegen die rechtmäßigen Eigentümer, die sie um jeden Preis los sein wollten, weil sie ein Hindernis für die Ausbreitung ihrer Viehherden bilden konnten, gingen die Ausbeuter so weit, daß sie für jedes Paar Menschenohren, das ihnen gebracht wurde, ein Pfund Sterling als Prämie aussetzten!

Und da die Indianer, um ihren Hunger zu stillen, auch tote Tiere, die sie auf dem Felde fanden, ohne Ekel verschlangen, vergiftete man große Fleischstücke mit Strychnin, um desto bequemer zum Ziele zu gelangen. Andere schossen die Ona einfach als Wild ab, um die ethnographischen Museen von London und Paris mit ihren Schädeln schmücken zu können.

Was die Unmenschen anstrebten, erreichten sie nur zu bald. Nach der grauenhaften Statistik Agostinis leben vom gesamten Stamm der Jaghan, dessen Bestand 1884 zu 945 Köpfen festgestellt wurde, heute kaum noch siebenzig Personen.

Die Akalaluf wurden 1880 auf 3000 geschätzt, 1900 auf 1000, heute sind es nicht mehr als 200.

Die Ona waren vor Ankunft der Weißen der stattlichste Stamm, der 1880 um 3600 Köpfe zählte; 1891 noch 2000 — heute sind es nur mehr 270, die im Schutzgebiete zweier Missionsstationen Unterkunft und Pflege gefunden haben.

Fluch den Weißen! Das Werk der Nächstenliebe, das der oben erwähnte Monsignore Jagnano mit seiner opferwilligen Missionschar seit 1889 an zwei Orten des Feuerlandes begonnen, ist der einzige Lichtblick in dem trüben Bilde, das sich vor uns entrollt hat. Aber ist es nicht tiefschmerzlich, zu sehen, wie jene von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Indianergestalten, Alpenbewohner wie wir, in ihrem eigenen schönen Lande nirgends mehr sicher sind, durch die überlegene Bosheit sogenannter Kulturmenschen hingeschlachtet oder hinausgeekelt werden und bei Fremdlingen in umhegtem Gebiet, wie in einem Naturschutzpark! Aufnahme, Nahrung, Rettung suchen müssen?

Mit regem Verständnis und wahrer Menschenliebe nehmen diese Missionare sich der bedauernswerten Flüchtlinge an und erziehen sie sogar zu geordneter Arbeit, nachdem ihre Jagdgründe und natürlichen Lummelplätze ihnen entrisen. Zwei der Missionare haben ein Wörterbuch der Onasprache verfaßt.



Dna-Mädchen.

(Aus dem Prachtwerk: A. de Agostini, Zehn Jahre im Feuerland. Leipzig, Brockhaus, 1924.)

Der Dna-Indianer, so schildert ihn Agostini, erregt auf den ersten Blick Bewunderung durch seine männlich stolze Haltung, durch die Kraftfülle seiner muskulösen und gleichzeitig geschmeidigen, in prächtigem Ebenmaße entwickelten Glieder. Er stellt in seiner Gesamtheit das vollendete Urbild des Menschen dar, der gesund und stark allen Unbilden der Witterung gewachsen ist und sich mit dem kleidet und nährt, was die Natur ihm darbietet.

Zur Entfaltung und Erhaltung dieser Leibes-schönheit hat die dauernde Übung des Körpers durch die Jagd und die stete Abhärtung in jenem rauhen Bergklima vor allem mitgewirkt.

Von ihrer auffallenden Körperhöhe und stattlichen Gestalt war schon die Rede; sogar bei den Frauen beträgt die mittlere Größe 170 cm, während sie bei denen der höchstgewachsenen europäischen Rasse, der nordischen, nur 160 cm ausmacht.

Ihre Hautfarbe ist leicht gebräunt, viele haben rote Backen, die dem Gesicht etwas Lebhaftes geben und besonders der Jugend einen eigenen Reiz verleihen.

Die Haare sind schwarz, dicht, borstig. Die schwarz leuchtenden, ein wenig schief geschlitzten Augen erinnern an die der Mongolen. Die Backenknochen springen leise hervor, Nase und Stirn sind regelmäßig. Der breite, meist zum Lächeln geöffnete Mund zeigt gesunde, gleichmäßige Zähne von blendender Weiße.

Unter beiden Geschlechtern finden sich Gestalten, die wegen der Anmut des Gesichtes und des voll-

endeten Ebenmaßes ihres Körperbaues als wahre Muster der Form und Schönheit hingestellt werden können.

Der Mann ist körperlich weit besser entwickelt als die Frau, da er, um Nahrung zu beschaffen, ständig auf Jagd liegt und weite Streifzüge unternimmt, die ihn dauernd in Übung halten, ja dem Körper die höchste Gewandtheit und Widerstandsfähigkeit verleihen. Bei der Frau hingegen verkümmern und verwißchen die

Mutterpflichten, die schweren häuslichen Arbeiten oft nur zu bald die Anmut der Linienführung.

Die Ona gehen so gut wie nackt: sie werfen nichts als eine aus Fuchs- oder Guanacofellen zusammengenähte Decke über, die von den Schultern bis zu den Waden ohne jede Befestigung lose am Körper herabfällt und nur mit den Armen gehalten wird. Die Frauen tragen außer dieser Decke noch ein um die Hüften gebundenes Unterkleid aus feinhaarigem Fell, das von der Brust bis zu den Knien den Körper umhüllt.

Kann eine so einfache Bekleidung genügenden Schutz bieten gegen die zumal des Winters im Feuerland herrschende empfindliche Kälte? Zwang und Gewohnheit hat die kräftige gesunde Natur der Eingebornen fast unempfindlich gegen Kälte gemacht, während wir uns durch Überladung mit den verschiedensten Kleiderstoffen fortgesetzt verweichlicht haben.

Folgende hübsche Antwort gab ein Ona-Indianer einst einem Missionar, der ihn an einem harten Wintertage fragte, wie es möglich sei, daß er bei so dürftiger Kleidung nicht friere. Statt vieler Worte wies der Indianer nach dem Gesicht des Weißen und sagte: „Warum frierst du denn da nicht?“ „Ja, das ist doch das Gesicht,“ entgegnete verwundert der Missionar. „Ganz recht“, erwiderte nun der Ona befriedigt, „bei uns ist eben der ganze Körper Gesicht.“

Knaben laufen gewöhnlich ganz nackt und wälzen sich lange Zeit so im Schnee herum, ohne irgend welches Unbehagen oder Frostgefühl zu zeigen.



Ona-Knabe.

(Aus dem Prachtwerk: N. de Agostini, Zehn Jahre im Feuerland. Leipzig, Brockhaus, 1924.)

Sehr Ansprechendes erzählt Agostini über die Lebensweise, die Sitten und Gebräuche dieser Ona, ihren Schmuck, ihre Waffen, ihr Wohnen und Arbeiten, ihr Jagen und Fischen, ihre Ehe-schließung und Erziehung. Der geneigte Leser möge das dem gehaltvollen Buche selber entnehmen.

Hier nur noch dies. „Den Ona leitet in dem Verhältnis zwischen Mann und Frau nicht der bloße Trieb oder die Selbstsucht, sondern viel-

mehr ein höheres sittliches Empfinden, das seinen Ausdruck in gegenseitiger Liebe und in der zarten Rücksicht auf das Weib findet. Der Mann achtet die Frau und überschüttet sie mit Zärtlichkeiten, er ist eifrig darauf bedacht, sie reichlich mit Nahrung zu versorgen und läßt ihr die besten Bissen seines Mahles.“ Gewährt solches Verhalten nicht einen beschämenden Gradmesser für die Zartheit und den Hochstand ihres Gemütes? Beweist es nicht eine Herzensbildung, welche manchem ihrer Ausbeuter abgehen dürfte?

Nacht die Zeit der Geburt, so geht die werdende Mutter mit einer älteren Frau ohne Wissen des Mannes in den Wald, kommt dort nieder und nimmt wenige Stunden danach ihre gewohnte Tätigkeit wieder auf.

Die Kinder aus solchen Ehen sind dank der trefflichen Konstitution der Eltern immer gesund, kräftig, dem harten Klima gewachsen.

Sie stehen in den ersten Lebensjahren in der treuesten Obhut der Mutter. Sobald die Knaben jedoch kräftiger entwickelt sind, werden sie vom Vater in der Handhabung des Bogens, im Marschieren, im Wettlauf unterwiesen und dazu angehalten, des Wetters nicht zu achten, dem ärgsten Sturm und Frost zu trotzen, da-

mit ihr Körper die höchste Gewandtheit und Widerstandskraft erlange.

Sind es nicht entzückende Kindergesichter, die uns aus den Bildern anlachen? Und sie sollten nicht das gleiche Recht haben wie wir, zu leben und in Freiheit ihres schönen Landes zu genießen? Des malerisch wilden Inselfandes mit seiner eindrucksvollen Gletscherwelt, seinem bunten Pflanzen- und Tierleben, seinen melancholischen Meer- und Fjordlandschaften, wie es uns Agostini beredten Mundes so bestrickend nahe gebracht hat.

Noch einmal Fluch den Weißen! Wir sagen es mit tiefer Beschämung, denn wir alle haben unsern Anteil daran. Wieder gut machen läßt sich der Frevel niemals, der an dem sterbenden Stamm jener nach Leib und Seele schönen Menschen, der Ona-Indianer wie der übrigen Feuerländer, begangen worden.

Mit Naturschutzbestrebungen im eigenen Lande ist es nicht getan. Wir müssen, wo wir können, unsere Stimme erheben und von innen heraus dazu mitwirken, daß das Verhältnis zwischen Mensch und Erde, voran zwischen Mensch und Mensch überall wieder ein freundliches, edles, menschliches werde, nicht ein herzlos zerstörendes, vernichtendes, sondern ein achtungsvoll schützendes, förderndes, beglückendes!

Der Couéismus.

Von Dr. med. L.

Die ostfranzösische Stadt Nancy ist heute eine berühmte Stadt geworden durch einen einfachen 67jährigen Apotheker, Emil Coué. Seinem Berufe verdankt er die vielen Einblicke in menschliches Leid, wie die Erkenntnis der Begrenztheit der Medizin und ihrer Heilmittel. Daß die Suggestion bei der Behandlung jeder Krankheit eine Hauptrolle spielt, das wußte man seit langem. Aber Coué will die leidende Menschheit durch „Selbstsuggestion“ sich selbst heilen lassen. Er sagt: im Kampf zwischen Willen und Einbildung siegt immer die letztere. Bilden wir uns ein, nicht schlafen zu können, so werden wir auch Mühe haben einzuschlafen. Nehmen wir uns aber bestimmt vor, schlafen zu wollen, so werden wir auch alsbald schlafen. Er hält 80 Prozent aller Krankheiten für nervös, also für selbsteingeredet (autosuggestiert) und eingebildet. Diese Kranken müssen nur wollen gesund sein — und sie werden gesund sein. So finden sich in seinen von einem schönen Garten umgebenen Hause am

Ende der rue St-Jeanne d'Arc in Nancy täglich 40—70 Personen aus nah und fern ein, um sich gratis von ihm heilen zu lassen. Dem Gartentor gegenüber, in einer kleinen ungepflasterten Seitengasse steht eine Tür offen. Ein paar Schritte durch den Hof und man ist im Sitzungssaal, der denkbar einfach ist und nur Bänke längs den Wänden und ein paar Stühle in der Mitte aufweist. Wer früh kommt, kann sich einen der kleinen Fußteppiche sichern; denn der Steinboden fühlt die Fußsohlen empfindlich. Drei große Fenster führen auf den Hof. Die Wände sind hell gestrichen und kahl, in der Mitte der einen Wand ist eine Wanduhr angebracht. Darunter ist ein kleines Plakat aufgehängt, das auf das Institut Jean Jacques Rousseau in Genf hinweist. Darin ist Charles Boudouin, der Verfasser des Buches „Suggestion und Autosuggestion“ tätig.

Hier erscheint Coué pünktlich zur angesetzten Zeit, um zu heilen, d. h. besser gesagt, die Natur heilen zu lassen durch den Willen der